

DIE FACKEL

Nr. 206

WIEN, 5. JULI 1906

VIII. JAHR

Sätze ¹

von *Marquis de Sade*

Wenn man das, was der Gesellschaft nützlich ist, Tugend nennt, so könnte man ja denselben Namen auch dem geben, was in den Interessen des Einzelnen liegt, — woraus allerdings folgen würde, daß die Tugend des Einzelnen häufig das Gegenteil der gesellschaftlichen Tugend wäre.

*

Alle unsere Handlungen sind weder gut noch böse, und wenn sie der Mensch so bezeichnet, so geschieht es nur im Hinblick auf die Gesetze oder die herrschende Gewalt. Aber in Beziehung auf die Natur sind alle unsere Handlungen untereinander vollkommen gleich. Es gibt in Wahrheit kein »Verbrechen«.

*

Die Natur erneuert sich durch die Zerstörung, sie besteht fort durch das »Verbrechen« und lebt, mit einem Wort, durch den Tod — und eine durchaus tugendhafte Welt könnte keinen Augenblick bestehen. Das ist das tiefbegründete Gleichgewicht, das den Lauf der Welt beherrscht ... Nur durch das »Böse« gelangt die Natur dazu, Gutes zu tun.

*

Ein »Verbrechen« ist in Wirklichkeit ein natürliches Ereignis, dessen unfreiwilliges Werkzeug der Mensch ist, und dessen Spielball er wider Willen sein muß, wenn ihn seine Organisation dazu zwingt.

*

Es ist unrichtig, zu sagen, daß es eine uneigennützigste Tugend gibt, die darin bestehe, Gutes zu tun ohne Ursache; diese Tugend ist ein Hirngespinnst. Es ist vielmehr sicher, daß der Mensch nur wegen seines Vorteils oder in Hinsicht auf eine etwaige Dankbarkeit die Tugend ausübt. Der Lasterhafte arbeitet in derselben Absicht, aber mit mehr Offenheit — und man muß ihn deswegen auch höher schätzen.

*

»Aus welchen Gründen haßt ihr den Despotismus?« — »Aus Neid und verletztem Stolz, beherrscht zu werden, und aus dem Wunsch, selbst zu beherrschen.«

*

Was in Paris ein Laster ist, kann in Peking eine Tugend sein, und was in Ispahan gerecht ist, kann in Kopenhagen höchst ungerecht sein.

*

Der Mensch möchte ewig leben: der Wunsch wird zur Hoffnung, die Hoffnung zur Überzeugung, die Überzeugung zum Dogma .

*

1 Vergl. Nr. 203. [KK]

Die Gegenstände haben nur den Wert, den ihnen unsere Einbildung verleiht ... Nun hast du wohl schon Spiegel gesehen, die die Gegenstände vergrößern oder verschönern oder verzerren. Jeder dieser Spiegel gibt ein anderes Bild, und wenn der Spiegel fühlen könnte, so würde jeder dieser Spiegel für ein und denselben Menschen, der sich darin abspiegelt, eine verschiedene Empfindung haben. Der Spiegel, der ihn verschönert sieht, würde ihn lieben, der Spiegel, der ihn verzerrt sieht, würde ihn hassen, der Spiegel, der ihn vergrößert sieht, würde ihn für groß halten ...

*

Die Hoffnung auf das Jenseits oder die Furcht vor demselben: Als Teilchen des Unendlichen kehren wir bei unserem Tode auf einen Augenblick in den Schoß der Natur zurück, um ihm in anderer Form wieder zu entsteigen. Dies geschieht aber ohne Bezug auf Tugend oder begangene Verbrechen, weil nichts in stande ist, die Natur zu beleidigen und weil alle Menschen auf Erden so gehandelt haben, wie diese gemeinsame Mutter es wollte.

*

Das Laster macht nicht glücklich, — wenn man auf die Tugend eingeschworen ist.

*

Ich weiß nicht, ob die sogenannten eingebildeten Genüsse nicht tausendmal mehr wert sind als die, welche die Wirklichkeit uns gibt.

*

Die Begierde erstickt in sich selbst, wenn sie, kaum entstanden, schon befriedigt wird. Der *Widerstand* ist die Seele der Wollust.

*

Es ist etwas anderes zu lieben, als zu genießen; es ist nicht nur nicht notwendig, zu lieben, um zu genießen, es genügt vielmehr, zu genießen, um zu wissen, daß man nicht liebt.

*

Ist es nicht ein Wahnsinn, daß der Mann seine Ehre und seine Ruhe auf die Aufführung seiner Frau aufbaut?

*

Man muß sich wohl hüten, zu glauben, daß das Heiraten ein Mädchen glücklich macht. Wenn sie einmal an den Altar Hymens gefesselt ist, hat sie neben vielen Unannehmlichkeiten bloß eine sehr kleine Menge von Vergnügen zu erwarten, während sie, wenn sie sich dem freien Leben hingibt, sich immer vor den Gewalttätigkeiten ihres Liebhabers schützen oder sich durch die große Zahl trösten kann.

*

Das Zartgefühl ist der Schatten, die Wollust der Körper und die Grausamkeit der Geist der Liebe.

*

Die Menschen werden nie verstehen, daß auch der bizarrste Geschmack ein Geschenk der Natur ist, und immer glauben, daß man ihn strafen dürfe. Und doch können weder Gesetz noch eigener Wille unsern Geschmack ändern.

*

In Kleinigkeiten wundern wir uns nicht über die Geschmacksunterschiede, sobald es sich aber um die Wollust handelt, geht der Lärm los.

*

Wenn die Anatomie genügend vorgeschritten wäre, würde sie uns die »Absonderlichkeiten« genauso als im Zusammenhang mit der natürlichen Veranlagung erklären wie das, was als »natürlich« gilt. Wo ist aber eure Weis-

heit, ihr Gesetzgeber und Pedanten, wenn erwiesen ist, daß diese oder jene natürliche Veränderung im Blutkreislauf oder im Nervensystem aus einem Menschen das macht, was ihr mit schrecklichen Strafen verfolgt?

* * *

Bildung

(Zur Mittelschulfrage)

Der Schmerz, den die heutige Schule in uns erzeugt, ist der Widerschein eines tieferen unbekanntes Leidens, einer konstitutionellen Krankheit, die unseren ganzen gesellschaftlichen Körper in allen Teilen durchdringt. In der Schule drängt sich nur das Gewissen der Zeit zusammen. Es wird uns dort das Leiden offenbar, während uns die Schuld verborgen bleibt. Besitzen wir überhaupt eine geistig—ökonomische Gliederung, die imstande ist, eine Bildung zu schaffen?

Die unsere Zeitbildung beherrschende und genießende Klasse will Bildung ohne Kultur, an Stelle und als Ersatz der Kultur. Um sich den Unterschied zwischen Bildung und Kultur deutlich zu machen, versuche man sich auszudenken, was für eine Figur etwa Dante in unserer Zeit machen würde, wenn er unversehens aus dem Grabe auferstünde. Er wäre nach unseren Begriffen ungebildet. Dennoch repräsentiert er eine der höchsten Kulturen, die man je gesehen hat. Man wird geltend machen, er habe die Bildung seines Zeitalters besessen. Aber auch so, wie er ist, in unsere Zeit hineingestellt, wäre er uns durch seine persönliche Kultur und Geistigkeit überlegen, einfach darum, weil *seine* Bildung in Persönlichkeit umgesetzt und restlos aufgegangen ist. Bildung, die keine Lebenshaltung und Würde gibt, nicht in Blut und Rasse übergeht, keine Weltanschauung produziert, ist kulturlos und geradezu kulturfeindlich.

Unsere Zeit, richtiger: die Privilegierten unserer Zeit möchten den geistigen Besitz auf einen Schlag, in Bausch und Bogen, möglichst billig, anstrengungslos und in der Schulzeit zusammengedrängt bekommen. Es soll auch geistig ein arbeitsloses Einkommen geben. Sie sagen: So und soviel gebe ich für meine Bildung aus; aber damit genug; damit will ich ein für allemal meinen geistigen und gesellschaftlichen Rang sichern.

Das Bürgertum steht zur Mittelschule in einem verwandten Verhältnis, wie zur Prostitution. Die Prostitution soll der Abzugskanal der ganzen Gemeinheit und Roheit sein, um darauf als Überbau die intangible Ehe, den Idealismus der Familie zu errichten. Umgekehrt soll die Schule die Sammelstelle des ganzen Idealismus bilden, um von diesem das übrige Leben zu entlasten und es nunmehr desto unbekümmerter dem Geschäfte widmen zu können. Darum wird von der Schule eine möglichst fertige sogenannte allgemeine Bildung gefordert, die sich möglichst begriffsmäßig, das heißt unverlierbar gedächtnismäßig überliefern lassen soll.

Statt dessen erntet das Bürgertum Willensschwäche und Trivialität. Hier kommen wir zu der merkwürdigen Erscheinung der Trivialität, die allmählich zu einer Landplage wird und die Aufmerksamkeit aller feiner organisierten Menschen auf sich zieht. Die moderne, alles überwuchernde Trivialität ist geradezu eine Folge unseres Bildungsbetriebes.

Weininger hat Genialität für eine Pflicht erklärt. Genialität können und wollen wir nicht allgemein fordern, wohl aber das Abbild der Genialität, ihr Miniaturbild: Individualität. Wir fordern die Individualität als eine Pflicht. Wir

würden ein Dasein für möglich und erreichbar halten, in dem jeder Lebende zugleich eine Individualität wäre und die Palette der Natur in unerschöpflichen Farben erglühte. Die Ahnung davon, daß die Natur reich genug wäre, Individualitäten in unbegrenzter Qualität und Quantität zu erzeugen, gibt unserm ganzen Erdenstreben seine Berechtigung, seinen Elan, diese Überzeugung ist die Seele der Freigeisterei. Sie macht uns in unsern Anforderungen gebieterisch, sie berechtigt uns zur Satire, sie gibt den purpurnen Untergrund unserer Leiden, unseres Pathos, unserer politischen Schwungkraft. Die Zuversicht zur Differenzierbarkeit des Menschengeschlechts ist unser letzter Optimismus, unser höchster Glaube.

Nun trägt allerdings schon der Menschheitsrohstoff alle Zeichen der Trivialität und Banalität an sich. Aber erst durch die Bildung worden sie zur *Kalamität*. Der ungebildete Mensch ist trivial vermöge seiner rohen Sinne, seiner trüben Wahrnehmung, seines dumpfen Gedächtnisses. Die Mehrzahl der Menschen sieht nur verschwommene Umrisse, verwechselt, hört schlecht, insbesondere fehlen die Qualitäts— und Quantitätsmaßstäbe. Zu sehen, daß Menschen nicht sehen können, erbittert. Gleichwohl ist dies die verbreitetste menschliche Eigenschaft. Das Generalisieren, das überstürzte Urteilen, das blind—mechanische Reagieren auf alle Reize, die hemmungslose Torheit, das sind die Geißeln des menschlichen Verkehrs.

Der triviale Mensch denkt statt in Elementen, in groben Komplexen. Wundt behandelt einmal die Frage, ob die Tiere denken, und kommt zu dem Resultat, daß nicht einmal die Menschen regelmäßig denken. Belauscht man die Gespräche alter Betschwestern, so wird man gewahr, daß sie lauter ganze Sätze sagen, die man schon anderswo gehört hat, daß sie Gespräche aus fertigen Sätzen bilden, die Sprachbestandteile geworden sind. Sie konversieren sozusagen in lauter Sprichwörtern. Es ist unzerlegtes Denken. Ihre Gehirne gleichen den Kinderbaukästen, die fertige Fenster, Türme und Tore enthalten, woraus das Kind nur eine beschränkte Anzahl von Kombinationen bilden kann.

Eine falsche Psychologie, hält das Einfache für das Ältere, das Zusammengesetzte für das Spätere, baut darauf Sprachlehre, Sprachunterricht usw. Noch unsere Urteilslehre krankte bis vor Kurzem darunter. Jetzt erkennt man immer deutlicher, daß Urteilen gleichbedeutend ist mit Zerlegen, Heraussholen der Elemente aus dem Inhalt des Zusammengesetzten.

Die Trivialität entsteht nun dadurch, daß die trüben Intellekte, so wie sie in der Anschauung mit ganzen Umrisse operieren, so auch begrifflich und im Empfindungsleben in der Zerlegung zurückbleiben, in ganzen Komplexen statt in Elementen denken. Insofern dies ein Zurückbleiben in der Differenzierung, der höchsten ethischen Pflicht ist, empfinden wir die trivialen Menschen als widerlich, abstoßend und schändlich.

Es ist offenbar, daß die Trivialität durch alles begünstigt wird, wodurch größere unzerlegte Denkkomplexe bereitgestellt werden.

Das tut aber die kulturlose Bildung ganz allgemein. Der gebildete Mensch offenbart die ihm innewohnende Trivialität viel aufdringlicher als der ungebildete, beziehungsweise, Bildung kann geradezu trivial machen, indem sie ganze Komplexe von Anschauungen, Kenntnissen, Parteimeinungen an die Hand gibt, die unverdaut ins Bewußtsein eingehen. Der ungebildete Mensch foltert uns nur mit seiner Anschauungstrivialität. Der Gebildete verfügt überdies noch über ein gerütteltes Maß von Begriffstrivialität und wird dadurch zu einem Schrecken der Schrecken, zum enfant terrible der Bildung.

Daß aber das Bürgertum diese Trivialität in der Schule züchtet, das kommt wesentlich davon, daß es sie braucht; weil es den Bildungsschein als soziale Versicherungsprämie zahlt.

Dies offenbart sich besonders eklatant in der sogenannten Frauenbildung. Frauen werden durch unsern Bildungsbetrieb besonders gern ins Rationalistisch—Triviale verschoben. Soll man daraus schließen, daß die Frauen in ihrem Wesen trivial sind? Ehe wir diesen verzweifelten Gedanken fassen, wollen wir lieber annehmen, daß die Bildung ihr wahres Wesen verschleiert und ihnen eine Maske aufzwängt; oder aber, daß sich echte und wirklich tiefe Frauenwesen gegen derartige Bildung instinktiv wehren und lieber aus ihrem Familienleben, Geschäft, Schauspielerberuf und dergleichen zu ihrer Art Bildung gelangen, die zugleich zweckmäßig und kulturvoll ist. Das Vorurteil gegen gelehrte Frauen ist wahrhaftig nicht Eifersucht der Männer, sondern gerade die besten und vom Frauenwert durchdrungensten fühlen sich durch die Beobachtung betrübt, daß die Frauen in der Bildung entweder verflachen oder ihre immanente Flachheit offenbaren ... Alle zwecklose, kulturlose Bildung rächt sich als Trivialität, untergräbt die Anschauungskraft, zerbricht das Rückgrat der Willensenergie. Daher umgekehrt bedeutende Menschen oft widerstrebend und mühsam lernen, weil sie ihre Bildung organisch erleben wollen. Die schmerzvoll empfundene Unwissenheit, wie wir sie etwa beim Proletariat finden, hat kulturell als treibender Faktor einen höheren Wert als die blasierte Satttheit des planlos überfütterten Philisters.

Klassenherrschaft und hohe kulturvolle Bildung wäre im Prinzip nicht unvereinbar. Aber eben deswegen, weil es theoretisch möglich ist, beweist die Schulkrise auch eine ständische [ständige ?] Schwäche und Zersetzung der Herrschaftsinstinkte. Unsere gebildeten Klassen wagen es gar nicht, die Schule ernst zu nehmen, weil sie mit ihrer sonstigen verfehlten Ökonomie in Konflikt gerieten. Das Klassenprivileg muß beispielsweise auf dem Prüfungswissen bestehen, weil die Prüfungen die Assekuranzprämien sind, durch die bestimmte Stellungen garantiert werden. Wie könnten sich beispielsweise die Militärprivilegien halten lassen, wie könnte man eine Hierarchie der Vorrechte aufbauen, wenn man anderseits Individualitäten, Persönlichkeiten erziehen wollte?

Die so hart angegriffenen Gymnasialprofessoren üben allerdings Gama-schendienst. Aber das ist ja ihr Zweck. Das Bürgertum kann seinen Dippold¹ nicht entbehren, so wenig wie seine Gendarmerie, seine Polizei, die ihm ja allerdings zeitweilig lästig werden, die es gelegentlich bewitzelt, aber im Bedarfsfall doch immer wieder ruft. Die Mittelschule ist die systematische Selbstschwächung der Bourgeoisie, die unbewußte Rache, die sie an sich selbst übt, geängstigt von der Doppelfurcht vor dem Geschlecht und dem Genie.

Die soziale Ordnung zittert vor dem Geschlecht als jener Gewalt, die die gesatzte Ordnung am rücksichtslosesten durchbricht. Darum muß das Geschlechtsleben schon in der Schule als unsittlich gebrandmarkt und verdumpft worden. Eine zu reiner Geschlechtlichkeit erzogene Jugend möchte alle Hierarchien sprengen und die Prostitutionsordnung hinwegfegen. Noch mehr wird das Genie gefürchtet, der Todfeind aller privilegierten Mittelmäßigkeit, der geborne Bedränger der Korruption und Pfründen. Die Genialität zu brechen, ist daher der leitende Gedanke der Mittelschule, ihre ständige Wachsamkeit. Alle Anstalten sind konsequent darauf gerichtet, es rechtzeitig zu erkennen, um es rechtzeitig zu zermürben.

1 Wahrscheinlich "Dippold's und Köthe's Allgemeines Historischen Magazin" gemeint.

Der Spießler, der das Genie im Leben niedertritt und aushungert, warum sollte er es in der Erziehung freigeben? Wie soll das Bürgertum, das sich am liberalen Leitartikel berauscht, imstande sein, eine Schule zu schaffen, die zur Produktivität erzieht?

Der gesunde und starke Standpunkt eines Bürgertums wäre der, daß es sich zutraute, das Geschlechtsleben und die Genialität in sich organisch aufzusaugen und diesen Mächten ihren Platz einzuräumen. Wäre es dazu imstande, dann wäre es allerdings gerechtfertigt und gerettet. Derzeit sehen wir aber, daß es diese Kräfte verleugnet, fürchtet und mit allen Mitteln zu Tode peinigt. Was es dabei eintauscht, ist die Korruption. Wären die privilegierten Klassen imstande, Bildung in Kultur umzuwerten, wären, sie imstande, mit dem Genie Frieden zu machen und dem Geschlechtsleben ohne Lüge und Tartufferie gegenüberzutreten, dann dürften sie allerdings auch jene Rekrutierung der Schüler und Lehrer wagen, die zur Gesundung der Schule erforderlich ist. Die wahre Reform der Mittelschule müßte damit beginnen, daß wir die törichte Furcht vor den erhabensten Naturgewalten über Bord werfen und gleichzeitig die Korruption unseres ganzen sozialen Lebens mit Feuer und Schwert bekriegen.

Robert Scheu

* * *

Sexuelle Ethik

Jene nie erklärte Unfähigkeit des Menschen, sich dem Genusse hinzugeben, schuf auch die uralte Verknüpfung der beiden Begriffe Ethik und Sexualität. Als ob das Geschenk der Wollust zu allen Zeiten dieser Rasse zu groß gewesen wäre, als daß sie gewagt hätte, es anzunehmen und sich seiner zu erfreuen. Stets fügte sie hemmend zu dem Gefühl der Lust die Gedanken von Pflicht und Schuld; keine Bibel, die nicht ein Kapitel enthielte: sexuelle Ethik.

Von den mannigfachen Masken, unter denen sich jene Genußfeindlichkeit, die den Namen Ethik führt, verbarg, kann ich nicht umhin, die des göttlichen Gebotes für die beste zu halten. »Du sollst nicht begehren ... « Unangreifbar in ihrer lapidaren Unlogik war eben nur jene Ethik, die das Recht hatte, jeden Einwand der Vernunft mit einem endgültigen »Es steht geschrieben« abzutun. Weit schwieriger war es in minder glaubensfroher Zeit für den Verstand, dem Verzicht auf Sinneslust Berechtigung zusprechen zu können. Um hier der Logik nicht ins Gesicht zu schlagen, wurde das »ewige Gesetz« zu einem Tauschgeschäfte umgewandelt. Für jedes Opfer an Lust und Freude wird eine Rückerstattung des Vergnügens zu wucherisch hohen Zinsen verheißen. Das Stück irdischer Lust, das hingegeben wird, spielt die Rolle einer Police, mit der man sich auf eine kolossale Summe von Glück (fällig nach dem Tode) versichert.

Unsere Zeit ist gegen Kapitalsanlagen in fernen Himmelsstrichen mißtrauisch geworden. Sie schuf sich eine neue Ethik mit Vermeidung des Ortswechsels bei der Zahlung. Volksethik, Rassenethik. »Was du an eigenem Vergnügen in diesem Leben opferst, wird dir in deinen Nachkommen vergolten.« Das Lied vom Leben nach dem Tode mit einiger Änderung. Prüfen wir den innersten Gehalt dieser Verheißung, so zeigt sich, daß sie an Stelle des christlichen Fortlebens im Himmel den heidnischen Glauben an eine Seelenwanderung auf Erden zur Voraussetzung hat. Der Wechsel, den diese moderne Ethik auf das Individuum im Namen einer künftigen Menschheit zieht, ist eine genauso schwindelhafte Spekulation, wie die früher gebräuchliche Belehnung

himmlischer Kolonien eine war. Die so gerne vergessene Wahrheit, daß mit dem Tode des Individuums auch seine Liebe und die Freude am Glück der anderen wie seine Kenntnis davon aufhört, vernichtet auch die Grundlage dieser Verstandesethik.

Der ernsteste Versuch, einer Ethik Vernunft und Sinn zu geben, geschah durch Kants Hinweis auf das Gewissen. Eine innere Stimme, die im Gefolge Lustgefühle oder Reue, Lohn oder Strafe hat — hier schien der feste Punkt gefunden um die Welt des Guten in die Angeln zu heben.

Es ist wohl nicht unangezeigt, diese Hochburg des Diesseits von Gut und Böse, als welche das Gewissen gilt, dem Verständnisse zugänglich zu machen. Dieses Verständnis ist notwendig, um jener Stimme, als der eines Gesetzgebers auf ethischem Gebiete, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Der modernen Wissenschaft ist das Gewissen keine Stimme von oben und kein inneres ethisches Phänomen. Sie ist in der Lage, Eingriffe und Änderungen am Gewissen vorzunehmen, ja, selbst ein künstliches Gewissen zu erzeugen. Das alles mit dem Mittel der Suggestion. Wenn jemand im hypnotischen oder auch im wachen Zustande die Suggestion empfängt, späterhin unter bestimmten Umständen so oder anders zu handeln, so ist damit eine »innere Stimme« für ihn geschaffen, die ihm im gegebenen Momente ihre Befehle erteilt. Es wird bei ihm ein Gefühl der Befriedigung (Belohnung) ausgelöst, wenn er ihr gehorcht, und es wird sich ein Unlustzustand (Strafe) einstellen, wenn er Widerstand leistet. Das ist mehr als eine vollkommene Analogie mit dem Gewissen und seinen Folgezuständen. Man kann in diesem Falle sehr wohl von einem künstlich hergestellten Gewissen sprechen, denn der Antrieb, den wir schlechtweg Gewissen nennen, ist dem so erzeugten im Wesen gleich. Er ist selbst nur die Folge von Suggestionen, die meist schon in der Periode der Kindheit gegeben und längst in Vergessenheit geraten, doch nicht aufgehört haben weiterzuwirken. Ein Vergehen gegen die Stimme des Gewissens hat als solches die gleiche ethische Bedeutung, die dem Nichtbefolgen eines beliebigen Befehles, den der Hypnotiseur seinem Medium erteilt, zukommt. Das ist: gar keine ethische Bedeutung. Ein Mensch von Gewissen, das ist ein Mensch von Suggestibilität.

Die hieraus resultierende wichtigste Erkenntnis lautet: Das Gewissen gleicht einem Phonographen, der nichts anderes zu spielen vermag, als was in ihn hineingesprochen wurde. Das Versehen des Apparates mit seinen Stücken fällt meistens in längst vergessene Zeit zurück. Die Bedeutung dieser »innern Stimme« für das menschliche Handeln (also auch für die sexuelle Betätigung) ist nur die einer Kritik; jener Kritik, die den Grundsätzen der Erziehung des Individuums entspricht. — Das ist die kurze Übersicht des Zustandes der ethischen Streitwaffen im Lichte des modernen Wissens. Wissenschaftliche Nüchternheit und ethische Begeisterung sind eben unvereinbare Gegensätze.

In einer Broschüre (»*Sexuelle Ethik*«, München 1906) hat Herr Dr. August Forel die Grundzüge einer Ethik und deren Anwendung auf das Sexualgebiet entwickelt. Es handelt sich um eine Ethik der Rasse. Sie baut sich auf einem Glaubenssatze auf: »Es gibt Pflichten gegen sich selbst. Es gibt dann Pflichten gegen unsere Familie und die Menschen, die uns näher stehen, gegen den Staat, gegen die jetzige Menschheit und gegen die zukünftige Menschheit. *Letztere sind die höchsten.*« Es genügt diese unglaublich verkehrte Voraussetzung zu machen, um zu den seltsamsten Resultaten zu gelangen. Schon die Tatsache, daß die Erfüllung der Pflichten gegen das Ich erst die Übernahme anderer Pflichten ermöglicht, läßt die Absurdität einer Rang-einteilung der Pflicht in diesem Sinne erkennen. Das Gewissen aber ist geduldig, und wenn einige Autoritäten wollen, daß es dieses Stück von den höch-

ten Pflichten spielt, so wird dies zweifelsohne bei einer Anzahl von Menschen erreicht werden. Das Gewissen fügt sich der Suggestion und nicht der Logik. Deshalb kann nicht laut genug gegen den Unsinn Einspruch erhoben werden.

Sonst predigt Forel das alte Evangelium vom Jenseits, dem Opfer gebracht werden müssen. An die Stelle des »Jenseits der Erde« ist ein »Jenseits der Gegenwart« getreten. Sinn und Irrtum sind die gleichen.

An mancher Stelle zeigt sich das Dogma, von dem der Autor ausgeht, für eine Ethik des Sexuellen geeigneter als die bis nun als Grundlage dienenden religiösen Dogmen. Gewisse Punkte der Anschauung sind sogar zweifellos Errungenschaften beim Streben nach Klarheit: »In den sexuellen Dingen sollst du die heutige Heuchelei, die unter dem Titel 'Moral' segelt, durch Wahrheit und Recht zu ersetzen dich bestreben.«

Die Lösung der Frage vom Zusammenhang zwischen Ethik und Sexualität ist naheliegend genug. Da einerseits jede Ethik auf unbewiesenen Voraussetzungen und Lehrsätzen beruht und von Zeit und Ort abhängig ist in ihrer Geltung; da andererseits die sinnliche Empfindung gewiß und unzweideutig ist, so hat die ethische Norm sich der Empfindung anzupassen und nicht umgekehrt. Statt zu versuchen, nach wandelbaren ethischen Grundsätzen die Sexualität einzurenken, möge man daran gehen, die Ethik, dieses Stiefkind des logischen Denkens, mit der stets siegreichen Wahrheit der Wollust in Einklang zu bringen, um es endlich lebensfähig zu machen.

Otto Soyka

* * *

Der Künstler im "Zukunftsstaat"

»Vergesellschaftung der Produktionsmittel« — das Wort schwirrt durch die Agitationsreden, —schriften und —versammlungen der »zielbewußten« Marxisten, als ob seine Verwirklichung gleichbedeutend wäre mit dem ewigen Heil der Menschheit, mit der letzten Glückseligkeit in allen irdischen Beziehungen. Man hat die von dichterischer Schönheit geweihte Messiaslegende »modernisiert«, man hat sie ihrer künstlerischen Reinheit entkleidet und an Stelle des Messias, des Heilands, der vom Himmel herniedersteigen soll, um die Welt vom Leide zu erlösen, ein wirtschaftliches Nützlichkeitsprinzip als Kreuz und Kirche vor den Blick der geknechteten Menschheit gezeichnet. Den Glauben, den Aberglauben in seiner reinen Kindlichkeit hat man durch eine windige Wissenschaftlichkeit ersetzt, und statt des Bekenntnisses zur Hoffnung auf die dereinstige Befreiung durch himmlische Mächte, hat man der jeder Suggestion zugänglichen Masse die falsche Erkenntnis aufoktroiert, auf Grund der von Karl Marx klüglich konstruierten »materialistischen Geschichtsauffassung« müsse laut Naturgesetz die Entwicklung der Dinge automatisch zum Heile, d. h. zur Vergesellschaftung der Produktionsmittel, führen

...

Um meine eigene Auffassung vorweg zu nehmen: ich ziehe meine sozialistischen Forderungen viel weiter. Ich strebe den Kommunismus in seiner schroffsten Form an; ich wünsche die Vergesellschaftung nicht nur aller Produktionsmittel, sondern auch aller durch sie produzierten Produkte. Für ebenso wünschenswert wie die Gemeinschaft der Produktion, halte ich die Gemeinschaft des Konsums; ich verlange außer der freien Verfügung eines jeden über alle natürlichen und künstlichen Arbeitsmöglichkeiten auch das freie Genußrecht aller an allen überhaupt geschaffenen Produkten.

Marx, dessen Theorie der Beseitigung des Privateigentums auf nichts anderes hinausläuft, als auf die Verstaatlichung des Kapitalismus, entgleist überhaupt von dem sicheren Schienenstrang der ökonomischen Betrachtungsbasis in das steinerne Meer politischer Spekulation. Der Begriff des Staates, den sein Freund, der noch bösartigere Rabulist Friedrich Engels ganz richtig »die Exekutive der Besitzenden« nannte, wird von Marx in die sozialistische Gesellschaft wieder eingeschmuggelt, und aus der Verquickung der ganz unvereinbaren sozialistischen und demokratischen Ideen resultiert dann die öde Sensation des sozialdemokratischen »Zukunftsstaates«. Diese aus Irrtümern und Trugschlüssen geborene Verquickung veranlaßt Marx zu dem grotesken Unterfangen — und hier wird seine Theorie bewußt vergewaltigt —, die abenteuerliche sozialistische Republik in das Dogma der materialistischen Geschichtsauffassung miteinzubeziehen, also eine ganz willkürlich kombinierte politische Spekulation, die mit der Gestaltung der wirtschaftlichen Entwicklungen innerlich gar keinen Zusammenhang hat, mit einem kühnen Handgriff als naturnotwendige Folgerung in ein, wenn auch logisch nicht haltbares, so doch scharfsinnig erdachtes philosophisches Gesetz zu zwängen.

Die Werbekraft des Zukunftsstaatsgedankens besteht nun darin, daß seine Verwirklichung, die mit etlichen Zugaben aus der persönlichen Phantasie ja immerhin möglich erscheinen kann, der werktätigen Masse fraglos eine gesicherte Existenz, vielleicht sogar einigen Luxus in der Lebenshaltung garantieren würde. Auch die Fürsorge für die arbeitsunfähigen Idioten, Krüppel, Greise, Frauen und Kinder hat der mit der christlichen Ethik der Masse wohlvertraute Marx bedacht. Vater Staat als einziger Arbeitgeber, als monopolistischer Ausbeuter, sorgt für ausgiebige Beschäftigung der Arbeitswilligen und übernimmt die Funktionen unserer Wohltätigkeits— und Versicherungsvereine in eigene Regie. Daß dadurch ein Beamten— und Bürokraten—Regime geschaffen würde, gegen das etwa das Königreich Preußen ein wahres Findelhaus wäre, ficht natürlich die Masse der kommandogewohnten Arbeitsheloten nicht an. Ihr genügt zum Wohlsein und zur Zufriedenheit das allsonntägliche Huhn im Topf und das ihr von den marxistischen Pfaffen, dem Aufklärer, unentwegt suggerierte Bewußtsein, daß ihre, durch Arbeit den allgemeinen Interessen geleisteten Dienste ihr von der Allgemeinheit in gerechtem Verhältnis vergütet werden.

Damit aber rechnet die menschenfreundliche Lehre von der monopolistischen Ausbeutung und der Staatsbeamten—Plutokratie nicht, daß es außer den Idioten, Krüppeln, Greisen, Kindern und schwangeren Frauen immer noch andere, im medizinischen Sinne »arbeitsfähige« Individuen geben wird, die nicht geneigt sein werden, sich unter das zum Idol erhobene Do—ut—des—Prinzip zu fügen; daß manche Menschen sich mit der größten Leidenschaftlichkeit sträuben werden, die Produkte ihrer Tätigkeit einer aus Majoritätswahlen hervorgegangenen Instanz zur Wertabschätzung vorzulegen, um sich aus dem Ergebnis der Abstempelung die Größe des Huhns vorschreiben zu lassen, das sie in ihrem Töpfchen schmoren dürfen; daß es sogar verworfene Subjekte geben wird, die gar keine sinnlich wahrnehmbaren Produkte irgendwelcher Tätigkeit haben werden, für die sie sich einen Papierwisch ausstellen lassen können, der das heute übliche, viel handlichere Metallgeld ersetzen soll.

Schon daraus, daß diese »Schädlinge der Gesellschaft« gar nicht berücksichtigt werden, daß gar nicht geprüft wird, ob nicht ihre Sonderart eine Durchbrechung des ganzen Systems erforderlich macht, ergibt sich, daß der »Zukunftsstaat« als Institution gedacht ist, die eine Niedertrampeln aller individualistischen Regungen und eine Vergöttlichung des intellektuellen

Durchschnittscharakters bedeuten würde, und die, schon aus diesem Grunde von allen, denen die Förderung wahrer Kultur mehr wert ist, als die Verwirklichung eines höchst fragwürdigen Gerechtigkeitsprinzips, fanatisch zu bekämpfen ist.

»Der Künstler — denn er kommt hier in erster Reihe als »Schädling« in Betracht — wäre in einem Staatswesen, das ihn der Möglichkeit der privaten Begönnerung beraubt, ohne Gnade der physischen und psychischen Vernichtung preisgegeben. Ihm wird zugemutet, seine Arbeit — d. h. sein persönliches Glaubensbekenntnis — als Ware dem Haufen der Mitmenschen feilzubieten, den »Wert« seiner Schöpfungen von einer Vertretung der kunstfremden »Mehrheit« abschätzen zu lassen und sich von berufsmäßigen Taxatoren die »Gemeinnützigkeit« seines künstlerischen Schaffens testieren oder aberkennen zu lassen. Und wenn sie ihm aberkannt wird, dann soll er sich womöglich dazu bequemen, »im Interesse der Allgemeinheit« seine Kunst schlafen zu heißen und Kloakenreiniger oder gar Schiedsrichter zu spielen.

Abgesehen davon, daß große Künstler, soweit die Geschichte einen Rückblick gestattet, von ihren Zeitgenossen sehr selten richtig gewürdigt wurden, und daß die im Zukunftsstaat zur vox dei gesalbte Volkesstimme ganz gewiß niemals im Stande sein wird, wahre Kunst zu erkennen; auch davon abgesehen, daß jeder Künstler Perioden der Unproduktivität kennt, und daß es Künstler — sogar ganz große — gibt und geben wird, die in ihrem ganzen Leben nie über die Intuition hinauskommen, deren Intuition aber, natürlich unrevidierbar, eine große Zahl gleichgestimmter Künstler befruchtet und Konzeption und Produktion erst ermöglicht: — abgesehen von dem allen ist der radikale Unterschied des Antriebes zu bedenken, der den Bürger zu einer gemeinnützigen Arbeit, den Künstler zu einer individuellen Lebensäußerung drängt.

Alle staatlichen Gemeinschaften werden auf Grund ethischer Übereinkommen geschlossen. Die Ethik, deren Macht sich am stärksten erwiesen hat, die also ihre Bekenner in den Stand gesetzt hat, alle anderen Konventionen zu unterdrücken, zentralisiert die Gesamtheit unter den sich aus ihr ergebenden Gesetzen. Jede revolutionäre Bewegung ist das Aufbegehren einer unterdrückten Ethik gegen die herrschende. Die Ethik, die die heute geltenden Gesetze bestimmt hat, der wir uns also notgedrungen alle fügen müssen, wird von der werktätigen Masse, auf deren physische Kosten sie wirksam ist, unter dem Gesichtswinkel einer anderen Ethik bekämpft, die das unbedingte Recht der Mehrheit dekretiert und deren materielles Interesse als oberstes Gesetz über die Gesamtheit aufstellen will. Jede staatliche Zentralisation ist demnach das Resultat der Vergewaltigung einer Ethik durch die andere, jede Gesellschaftsordnung ist auf ethischen Prinzipien aufgebaut, und jedes Tun innerhalb der Rechtsgrenzen einer bestehenden oder zugunsten einer neu zu errichtenden Gesellschaftsordnung wird von ethischen Prinzipien geleitet. Ebenso wird jede Handlung aller Menschen von der ethisch erzogenen und ethisch handelnden und denkenden Masse, von ethischen Prinzipien aus beurteilt.

Hier liegt die entscheidende Differenz zwischen Masse und Künstlern. Das Kennzeichen des Künstlers nämlich ist sein von Grund aus unethischer Charakter. Seine Handlungen, die Betätigungen seines Wesens, haben keinen ethischen, keinen Nutzzweck, sondern sind Selbstzweck. Jede Äußerung seines Wesens, sei sie eine künstlerische Produktion, sei sie ein Ausspruch oder eine irgendwie geartete Tat, geschieht ohne Einwirkung ethischer Tendenzen, ist ein persönlicher Stimmungsakt.

Damit ist nicht gesagt, daß ein Solidaritätsempfinden zwischen Künstlern und Volk ausgeschlossen sei. Ob es besteht oder nicht, hängt aber nicht von den Künstlern ab, sondern von dem kulturellen Niveau des Volkes. Die vorplatonische Zeit des alten Griechenland, gewisse Epochen der römischen Kaiserzeit, die mediceische Periode des sehr zu Unrecht geschmähten Mittelalters und in mancher Hinsicht das heutige Rußland beweisen, daß der Künstler unter bestimmten Kulturbedingungen für ein Volk von eminent sozialer Bedeutung sein kann. Wann der Künstler im sozialen Leben eine Funktion verrichten kann, das hängt nur von der ästhetischen Kultur eines Volkes ab. Die heutigen »Kulturländer«, vor allen Deutschland, sind wahrlich nicht dazu angetan, die unethischen künstlerischen Elemente ihren ethischen Interessen nutzbar zu machen.

Daß die Organisation eines zentralistischen, demokratischen Staatsgebildes aus ethischen Gründen die Künstlerschaft gar nicht berücksichtigen kann, versteht sich daher von selbst. Schon Plato, der selbst ein Künstler aus dem Fundament war, betont in seiner »Πολιτεία« in richtiger Erkenntnis der ethischen Grundlagen jedes Staates, daß dem Künstler im Staate kein Raum gewährt werden könne. Am allerwenigsten wird das natürlich der sozialdemokratische »Zukunftsstaat« können, der den Masseninstinkten der Majorität nicht nur alle Entscheidungen über materielle Nützlichkeit oder Schädlichkeit einräumen, sondern ihnen sogar die geistige und seelische Wertabschätzung aller Menschen übertragen will.

Der Künstler wird durch alle diese Umstände naturgemäß in eine jeder Gesellschaftsordnung feindselige Stellung gedrängt. Sein Selbsterhaltungstrieb führt ihn unweigerlich dezentralistischen, anarchistischen Tendenzen zu. Warum ich, der ich mich selbst als Künstler betrachte und dessen Solidaritätsgefühl sich im wesentlichen auf künstlerische Individualitäten beschränkt, diesen rein destruktiven Empfindungen die positive Forderung des kommunistischen Sozialismus an die Seite stelle, das will ich ganz klar, ganz brutal herausagen: weil in der kommunistischen Gesellschaft der Künstler im weitesten Maße die Möglichkeit hat, der Parasit der ethisch gesinnten Gesellschaftsschichten wirklich zu sein, als der er in jeder Gesellschaftsinstitution ohnehin angesehen wird. Das »freie Genußrecht«, das unverkürzte Recht eines jeden an den Produkten der Gesamtarbeit, ist für mich der entscheidende Faktor, den Kommunismus als das Ideal einer Gesellschaftsform zu betrachten. Ich gestehe, daß ich mich damit in Gegensatz zu den maßgebenden Theoretikern des kommunistischen Sozialismus setze. Peter Kropotkin gibt ausdrücklich zu, daß diejenigen Individualisten, die auf Grund des freien Genußrechtes das Recht in Anspruch nehmen werden, sich ohne Gegenleistung an der Gesamtproduktion zu mästen, faute de mieux werden in Kauf genommen werden müssen. Aber eben wegen dieser wenigen Individualitäten, wegen dieser Schmarotzer, habe ich mich in die Kampflinie gestellt, und ich weiß nicht, ob ich nicht, hielte ich mich ausschließlich zur Wahrung der Interessen der Arbeiterschaft berufen — wäre es mir möglich, das Wohl und Wehe der Künstler aus den Augen zu lassen —, den kollektivistischen Sozialismus dem kommunistischen vorzöge.

Der gegen den Kommunismus oft erhobene und immer wiederholte Einwand, er konstruiere eine Gleichheit aller Individuen, ist völlig hinfällig. Solange die Nivellierung der wirtschaftlichen Möglichkeiten von allen demokratischen Einflüssen ferngehalten wird, solange ist sie nicht nur kein Hinderungsgrund für die freie Entfaltung aller Persönlichkeiten, sondern fördert sie die Differenzierung der Individualitäten in der ausgiebigsten Weise. Grade die Gleichheit der ökonomischen Bedingungen, die der Mensch beim Eintritt ins

Leben vorfindet, setzt ihn in die Lage, seinen persönlichen Anlagen und Neigungen entsprechend an der Produktion und seinen von den psychischen und intellektuellen Bedingungen abhängigen Bedürfnissen entsprechend am Konsum teilzunehmen. Es ist durchaus irrig zu glauben, daß, wenn jeder alles haben kann, jeder nach allem greifen wird. Auch der kapitalistisch erzogene Mensch unserer Tage findet nur das Begehrenswert, was entweder seinen Bedürfnissen unentbehrlich ist, oder was im Preise so hoch steht, daß es der ärmere Nachbar nicht erwerben kann. Neidisch und begehrlisch blicken wir nur auf die Dinge, die der Möglichkeit unserer Besitzergreifung entzogen sind.

In der kommunistischen Gesellschaft wird dem materiellen Neid so gut wie keine Nahrung mehr geboten. Das Streben nach Besitz wird sich also ausschließlich nach Neigungen und Bedürfnissen richten. Was heute Luxus heißt, weil es sich nur wenige leisten können; was also heute des guten Tons wegen die haben, denen es zumeist am übelsten ansteht, wird in die Hände derer fallen, deren inneres Wesen danach verlangt, und die Anhäufung von Kulturwerten in der Hand eines einzelnen wird sich im Verhältnis zu seiner seelischen und geistigen Höherwertigkeit gegenüber der Masse steigern. Die wirtschaftliche Nivellierung bringt also keine Versimpelung mit sich, sondern eine Differenzierung, wie sie in keiner anderen Gesellschaftsordnung denkbar ist. Für den Künstler aber bedeutet dieser Zustand die einzige Möglichkeit unabhängigen Schaffens und unabhängiger seelischer Entwicklung.

Trotz diesen günstigen Vorbedingungen zu künstlerischem Leben glaube ich keineswegs, wünsche auch nicht, daß zwischen Künstlern und Masse in der kommunistischen Gesellschaft eitel Friedfertigkeit und gegenseitige Hochachtung herrschen wird. Im Gegenteil wird die Kluft viel tiefer klaffen als heute, wo viele Künstler durch Privatvermögen und, wie man erzählt, manche durch Mäzene (ich muß die Existenz dieser Fabelwesen wenigstens theoretisch zugeben), genug Möglichkeiten zur Bestreitung ihrer Lebensansprüche haben, um ihren natürlichen Charakter als Parasiten der Gesellschaft dem bürgerlichen Empfinden nicht deutlich werden zu lassen. Dieser Charakter tritt aber mit der Einführung des Kommunismus hell ins Licht. In einer Gesellschaft, die so wie die kommunistische lediglich auf der Ethik der gegenseitigen Hilfe basiert, verfällt derjenige, der sich dieser Ethik ostentativ entzieht, der einseitig, ohne sichtbare Äquivalente, die Bekenner der Ethik ausnutzt, und den man, ohne den ganzen Aufbau der Gesellschaft zu gefährden, materiell nicht strafen kann, ohne Erbarmen der sozialen Ächtung. In dieser von Natur gegebenen Notwehr liegt aber wiederum die Gewähr dafür, daß die Befürchtung ganz grundlos ist, der Kommunismus werde eine Armee wertloser Faulpelze heranzüchten, für deren Erhaltung der bessere Teil der Gesellschaft sich in unverhältnismäßiger Anstrengung werde abrackern müssen.

Nur ganz starke, nur intensiv künstlerisch veranlagte Naturen, sind so aller ethischen Instinkte, so alles sozialen Schamgefühles bar, daß sie die allgemeine Ächtung der Gesellschaft zu ertragen vermögen. Darauf gerade gründet sich mein künstlerischer Respekt vor den Kaschemmen und Landstraßen, daß ich hier Menschen weiß, die dem auf sie fließenden Speichel der Gesellschaft zum Trotz ihre Persönlichkeit den gebenedeiten Institutionen des kapitalistischen Staats entziehen. Tausendmal mehr wert als der im Kapitalistensold frondende Fabrikarbeiter, ist mir der junge, kräftige Landstreicher, den ich vor einigen Jahren auf einer Walztour durch Mecklenburg traf, und der mir auf meine Frage, warum er nicht arbeite, antwortete: »So leben, wie ich leben möchte, kann ich weder als Arbeiter noch als Kunde. Hier bin ich aber wenigstens soweit mein freier Herr, als ich mich nicht von einem Ausbeuter schuhriegeln zu lassen brauche.« Dieser Mensch hatte mehr Künstler-

blut in den Adern, als alle vom Berliner Hof protegierten Siegesallee—Kitscher zusammengenommen. Deshalb lasse ich auch einem starken, arbeitsfähigen Bettler, der meinen Weg kreuzt, viel lieber eine Spende zukommen, als einem Krüppel, weil seine Lebensart mir kein schwächliches Mitleid, sondern ehrliche Hochachtung vor wahrhaftem Protestantismus abnötigt.

Ich glaube aber, daß die richtige Formierung des Klassenkampfes, der sich heute als Kampf der Besitzlosen gegen die Besitzenden darstellt, daß die Formierung als Masse contra Individualitäten auch im eigensten Interesse der Masse selbst liegt. Wieviel vielleicht unerhört wertvolle Individuen mögen schon im Mutterleibe an Unterernährung zugrunde gehen! Wieviel Kinder mit den feinsten künstlerischen Anlagen mögen durch die unmenschliche Grausamkeit der Ausbeutung der Kindeskraft vorzeitig getötet oder doch intellektuell erdrückt werden! Wieviel starke Individualitäten werden durch den unsinnigen kapitalistischen Betrieb in falsche, ihrem Wesen ganz ungemäße Bahnen gedrängt und verkommen in Zucht— und Zwangsarbeitshäusern!

Auch in allen anderen Gesellschaftsschichten sind natürlich genug Ausnahmsmenschen, für die es sich lohnt einzutreten. Der Platz des Künstlers aber, dessen Temperament zur Mitwirkung an der Umgestaltung der Dinge drängt, ist im arbeitenden Volke. Bis zur Niederwerfung der kapitalistischen, bis zur Errichtung der sozialistisch—kommunistischen Gesellschaft hat Künstler und Masse einen Weg. Ist dieses Ziel erreicht, dann geht der Künstler seinen Weg weiter. Ihm schließen sich aus der Masse die individualistischen Naturen an, und der Halteplatz, auf dem das Volk, das nun nicht mehr ökonomisch getrennt ist, stehen bleibt, um seine ethische Pflicht der gegenseitigen Hilfeleistung aller zueinander zu erfüllen, ist für die kleine Minderzahl der künstlerischen Sondernaturen der Ausgangspunkt für die individuelle Entfaltung der seelischen Qualitäten. Die Vergesellschaftung der Produktionsmittel und weiterhin die Gemeinschaft des Konsums, das freie Genußrecht, ist also für den Künstler nicht der Zweck des revolutionären Kampfes, sondern erst das Mittel zum Zweck. Der Zweck aber ist, da der Künstler kein Zweckmensch ist, er selbst, die Entwicklung seiner Fähigkeiten und seines Temperaments, vor allem die weitestgefaßte Differenzierung seiner Persönlichkeit.

Daher vergibt sich der Künstler in seinem Werte gar nichts, wenn er sich in den Kampf stellt für eine radikale Umwälzung aller sozialen Einrichtungen; wenn er, den sich frommer Jungfrauenglaube, als weltfremden, in sich gekehrten Einsiedler vorstellt, mit Leidenschaft loswettert gegen den kapitalistischen Staat, der seinesgleichen tausendfältig im Keime erstickt, und wenn er noch wütender sich jenen in den Weg stellt, die einem »Zukunftsstaat« das Wort reden, der ihm, dem Träger aller Kultur, die letzte Möglichkeit zu freiem Atmen verstopfen, ihn zum Heloten einer verhaßten Ethik machen und so ihm und allen, die seiner Seele verwandt sind, den Lebensnerv abschneiden will.

Erich Mühsam



Hyazinthen

Von *Detlev v. Liliencron*

Vor mir auf dem Tisch stehn
Bläulichrote Hyazinthen.
Die krausen Sechsbättchen sind zurückgebogen.
Eine Geruchswelle wie von Leichen nach einer Schlacht,
Wie von Pestfeldern,
Kommt zu mir von den Blumen hergezogen.
Wie von dumpfen, trüben Trieben.
Gräßlich.

Da seh ich ein unendlich rührendes Bild
Eine schöne, blasse, ernste junge Frau
Hat die Hyazinthen
Hart an ihre Brust gerissen.
Sie beugt die Stirn tief hinein,
Und schließt die Augen,
Und trinkt den Duft, wie aus einem Giftbecher,
Als ob sie den Tod ersehne.
Und sie öffnet die Lider
Und sieht visionär nach oben.
Dann schließen sich wieder die Lider.
Und auf ihnen gewahr ich
Feine, müde Äderchen.

Und noch einmal sah ich
Die bläulichroten Hyazinthen:
Ein heißer Julitag:
Ich gehe im Schatten eines Waldrands
In einem dicken Sandweg.
Die Aussicht nach der andern Seite
Ist versperrt durch ein Knick.
Eine Dame, ohne jede Begleitung,
Kommt mir im Paradegalopp entgegengeritten
Auf ihrem Hunter.
Als wir uns begegnen, bleib ich stehn
Und ziehe den Hut.
Und sie grüßt mich mit der Gerte,
Die sie senkrecht bis an die rechte Schläfe hebt,
Ihr Haupt zu mir neigend.
Ein Bündelchen Hyazinthen
Ist am Kopf der Gerte mit einem Bastbändchen
Festgenestellt.
Es ist dieselbe schöne, blasse, ernste junge Frau.
Und über alle die kleinen unschuldigen
Knick— und Waldrandblümchen weht,
Es ist nur wie die letzte Spur eines Hauchs,
Der fürchterliche Hyazinthenatem.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS

[Die antiungarische Demonstration]

Wiener. Ausgleich hin — Ausgleich her. Glaubt man wirklich, daß der Graf Zichy und Herr Wekerle nicht bessere Manieren haben als die Hilfsbeamten und Greisler, die in Zuschriften an das 'Deutsche Volksblatt' versichern, daß sie sich vor dem ungarischen Ministerium tadellos benommen haben, während die Minister und Delegierten »in einer geradezu empörenden und frechen Weise Fratzen und höhnische Gesten heruntermachten« und deren Damen »die Zungen vorstreckten«! Ein Magistratsbeamter unterzeichnet seine Zuschrift mit vollem Namen und gebraucht den Ausdruck »Judenblätter«. Wahrscheinlich einer jener Machthaber, deren Vorladung man Folge leisten muß, wenn es ihnen beliebt, einen wegen der »Militärtaxe« zu belästigen ... Aus christlich—sozialen Zuschriften: »Jetzt leistete sich einer am Fenster noch die Frechheit und SPUCKTE OSTENTATIV auf die Untenstehenden«. »Ostentativ« warf dann, wie der Schreiber zugibt, einer der Untenstehenden eine Handvoll Straßenkot hinauf. Ein Taschenmesser soll hinaufgeflogen sein? »Dies ist gänzlich unwahr, niemand sah ein Messer in der Luft fliegen und auch später KONNTE keines hinaufgeworfen worden sein, WEIL JA DIE FENSTER DANN SCHON GESCHLOSSEN WAREN.« Die Logik ist niederschmetternd. Der Herr weiß bestimmt, daß keiner der Tausende ein Messer FLIEGEN SAH. Das macht die Aussage der Delegierten, die es empfangen, hinfällig. Die Fenster waren geschlossen. Trotzdem wird »von oben ein alter Stiefel mitten in die Menge hinuntergeworfen«. Ein Messer aber kann nur durch ein offenes Fenster fliegen. Daß dem Briefschreiber zum Schluß die Aussage entwischt: »Wir waren schon vorm Bankgebäude vorüber, als wir das KLIRREN EINES GEBROCHENEN FENSTERS vernahmen«, bringt sein christlich—soziales Gehirn nicht aus der Fassung ... Die magyarischen Minister und Delegierten mögen eine kulturverlassene Horde sein. Gegen eine Gesellschaft, die Straßenkot oder gar das 'Deutsche Volksblatt' in die Hand nimmt, darf man sie noch immer in Schutz nehmen.

[Eine Rede des Bürgermeisters]

Standesperson. Der Bürgermeister der Reichshaupt— und Residenzstadt Wien hat an die Teilnehmer der Automobil—Wettfahrt eine Ansprache gehalten, die mit den Worten begann: »Fürsten, Grafen, Barone, meine Herren Vone und ohne Vone!« »Sie haben«, sagte der Bürgermeister, »einen mächtigen Förderer in dem Statthalter von Niederösterreich. Seine Exzellenz ist als Graf natürlich Automobilist und er fährt sogar zu den Hoffesten mit dem Automoperl.« »Der einzige, der gekränkt ist«, sagte der Bürgermeister, »ist der Polizeipräsident, mein lieber Freund, den Sie auch hier sehen können. Der wird von einem Schrecken in den andern gejagt. Zwei Tage lang hat er Angst gehabt wegen der Anarchisten, und jetzt hat er Angst vor den Automobilisten.« Ferner sagte der Bürgermeister: »Lassen Sie in meiner Vaterstadt so viel Geld da, als Sie überhaupt haben, und wenn es ihnen ausgeht, so telegraphieren Sie nach Hause: »Lieber Vater oder liebe Frau Mutter, ich brauche Geld!« — »Stürmische Heiterkeit« verzeichnete der Bericht der christlich—sozialen Presse bei jeder Stelle der Rede. Aber von stürmischer Heiterkeit er-

zählen auch die liberalen Blätter, wenn die Herren Treumann und Natzler vor dem Publikum erscheinen. »Was ist das alles gegen Giradi!«

[Literarisches]

Literat. Georg Brandes in Kopenhagen, als Essayist viel flacher und darum noch viel berühmter als etwa Ludwig Stein in Bern, aber sicherlich der bewährteste Literaturagent, schreibt in der 'Neuen Freien Presse' über »Ibsens WELTRUF«. Er beweist, daß Ibsen nicht nur auf dem nordischen Platz bekannt war, sondern seit Jahren auch nach dem Ausland exportiert hat. Wenn man das Feuilleton überblickt, stechen einem bloß Länder— und Städtenamen in die Augen: »In Österreich wie im Deutschen Reich ... In England ... In Nordamerika ... PETERSBURG, WARSCHAU, PRAG UND BUDAPEST ... « In derselben Nummer der 'Neuen Freien Presse' nennt Herr Raoul Auernheimer Wedekinds »Erdgeist« einen »geistvollen dramatischen Ulk«. »Schon die Bezeichnung Tragödie«, meint er, »ist höchst scherzhaft, und bei dieser Gelegenheit von neuer Dramatik zu sprechen ist ebenso unsinnig wie die pathetische Verallgemeinerung der Lulu: 'Das ist das Weib'. Daß dies das Weib ist, das glauben wohl nur noch aufgeregte Gymnasiasten in der Provinz.« Die abgeklärten Börseaner in der Großstadt sind längst davon überzeugt, daß der wahre Frauenpsycholog Herr Auernheimer ist.

[Ibsen in Mödling]

Christenmensch. In den 'Mödlinger Bezirksnachrichten', dem »Christlich—sozialen Organ für Mödling, Ebreichsdorf und Liesing«, das Herr Hans Arnold Schwer herausgibt, wird eine Ibsen—Feier besprochen, die im Mödlinger Theater abgehalten wurde. »Das Theater war fast leer«, bemerkt das Blatt. »NUN? Wir schließen daraus, daß das Interesse für Ibsen in Mödling nicht allzu groß ist.« Das Mödlinger Publikum suche »nicht hohe künstlerische Genüsse, sondern Unterhaltung«. »Der Vogelhändler« sei »bei vollem Hause und reichem, lautem Beifall gegeben« worden. Und erst »KLEIN DORRIT« von Schönthan! »Das ist was Feines, Liebes, Lustiges und doch zugleich auch Ernstes, Bildendes ... Durch das ganze Stück weht jene köstliche gesunde Luft, die leider den meisten modernen Stücken fehlt, jene gesunde Luft, IN DER ES EINEM GEWÖHNLICHEN CHRISTENMENSCHEN BEHAGT.« Von Ibsen aber, der im Feuilleton gewürdigt wird, heißt es: »Er kritisierte die Ehe, zwar nicht die echt CHRISTLICHE, sondern die GEWÖHNLICHE, ROMANTISCHE, DIE IN KÜSSEN BESTEHT UND UMARMUNGEN«. »Uns Christen sollte er (Ibsen) nichts zu sagen haben; wir dürfen beruhigt die Wege gehen, die uns Christus und die Kirche weisen«. Franz v. Schönthan nicht zu vergessen! Am Rande der Seiten dieses Christenblattes liest man: »Mitbürger! Boykottiert alle ungarischen Erzeugnisse!« »Mitbürger! Stellt in Euren Geschäften keine Magyaren als Angestellte an!« »Mitbürger! Kauft keine ungarischen Weine!« »Mitbürger! Vergeßt nie, daß Magyaren die Deutschen Hunde nannten!« »Mitbürger! Kauft kein ungarisches Mehl!« ... O, du mein Niederösterreich!

[Ein Gespräch]

Andersgläubiger. Ein Prager Leser schreibt: Als vor kurzer Zeit in Wien und Prag das falsche Gerücht umging, Dr. Lueger sei tot, war ich unfreiwilliger Zeuge des folgenden Gespräches in einer Rasierstube: »A: Wissen Sie was Neues ist? — — — Lueger ist tot. B: Was Sie nicht sagen, tot ist er? — A: Ich sage ihnen, er ist tot. B: Sagen Sie mir, ist er einmal tot oder zweimal? — C: Leider nur einmal. (Gelächter). — A: Wissen Sie, was ich bedaure? Daß er ist so plötzlich gestorben. Ich hätt ihm gewünscht, er soll Jahre lang krank sein. — So einen Tod verdient der Mann nicht. Wissen Sie was der Mann war? — — — Eine Bestie, ich sage ihnen eine Bestie ... Ich sage ihnen, vor lauter Freud möcht ich heut noch nach Wien fahren. — B: Jetzt ist der Antisemitismus fer-

tig! Was fängt er an ohne ihn? — A: Wissen Sie, ich kann mir denken, daß man ist Antisemit aus Überzeugung, das heißt man hat Pech gehabt mit die Juden, man ist bei ihnen um's Geld gekommen. Aber sagen Sie mir, was für einen Grund hat er gehabt, Antisemit zu sein?« —

[Ein Gutachten]

Sachverständiger. Ein Mordprozeß: »Bezüglich des KNOPFES sagen die Experten, daß derselbe nach genauer mikroskopischer und chemischer Untersuchung als gewaltsam abgerissen und nicht als abgeschnitten bezeichnet werden müsse. WANN DIES GESCHEHEN SEI, KÖNNEN DIE EXPERTEN NICHT ANGEBEN.«

[Ärztliche Annoncen]

Scherenschleifer. Die 'Deutsche medizinische Wochenschrift' (Berlin, 31. Mai) schreibt:

»In der Wiener Ärztekammer, die seit ihrem Bestande die Zeitungsreklame verbietet, wurde vor einiger Zeit von gar zu liberaler Seite die Frage aufgeworfen, ob es denn nicht zeitgemäß wäre, die anständige Reklame zu erlauben. Darob große Debatten, gelegentlich deren sogar der Schriftführer der Kammer seine Stellung niederlegte, da er sich für das Annoncieren innerhalb gewisser Grenzen erklärte und es daher mit seinem Gewissen nicht für vereinbarlich hielt, weiterhin im Ehrenrat, dem er als Schriftführer der Kammer eo ipso angehören muß, annoncierende Ärzte zu verfolgen. Die Kammer lehnte im Plenum die Aufhebung des Annoncenverbotes ab. Mittlerweile war aber doch etwas von den heftigen Debatten in der Kammer durchgesickert und ausländische politische und medizinische Blätter wußten zu vermelden, daß eine Aufhebung des Annoncierverbotes bevorstehe. EINE BESONDERS SCHLAUE WIENER ZEITUNG, DER IM GEWISSEN SINNE EIN MEDIZINISCH—CHIRURGISCHER CHARAKTER NICHT ABZUSPRECHEN IST, DA SIE SEHR VIEL MIT DER SCHERE OPERIERT, wollte den guten Wind rasch ausnützen und schickte an eine große Reihe von Ärzten eine Einladung, bei ihr zu inserieren; sie wollte einen eigenen 'Ärzte—Anzeiger' in ihren Spalten etablieren. Um nun die Ärzte zu fangen, legte sie ein Muster ihres projektierten Anzeigers bei, indem sie die Annonce von 21 bekannten Wiener Ärzten vorgedruckt hatte, wodurch der Anschein erweckt wurde, als ob diese 21 Ärzte die Annonce im Wiener Journal bereits aufgegeben hätten. Exempla trahunt! Die Sache wurde aber ruchbar, und die Ärzte erfuhren von dem wenig ehrenbringenden Mißbrauch ihres Namens. Die Folge davon war, daß einzelne von den 21 Opfern gegen das Journal eine Ehrenbeleidigungsklage einreichten, weil durch die Aufnahme des Namens, der Adresse und der Ordinationsstunden in das Anzeigenmuster sowohl bei Laien als bei Ärzten die Meinung erweckt worden sei, daß die Ärzte den Insertionsauftrag bereits erteilt haben oder daß sie sich wenigstens bereit erklärt hätten zu annoncieren; da aber die ärztliche Annonce als standeswidrig und unanständig gilt, so bringe das Anzeigenmuster den als Beispiel dienenden Arzt in den Verdacht, eine gegen die Ehre und das Ansehen des Ärztstandes verstoßende Handlung begangen zu haben, und sei geeignet, ihn in den Augen der Ärzte und in der öffentlichen Meinung herabzusetzen und verächtlich zu machen.«

[Volkswirtschaftliches]

Volkswirt. »Auf Lombarden wurde heute der 4prozentige Kurszuschlag festgesetzt. Der Börsevorstand setzte eine siebengliedrige Kommission ein behufs REGELUNG DER FÄLSCHUNG VON STEMPEL AUF LOMBARDEN.« Also meldet die 'Wiener Allgemeine Zeitung' am 1. Juni 1906.

[Aus meiner Sammlung]

Sammler. Eine Originalnachricht des 'Neuen Wiener Journals' vom 11. Juni: »Der stärkste Firmtag war der Pfingstsonntag, an dem allein 8300 Kinder, darunter auch mehrere Erwachsene, gefirmt wurden«.

[Die Naive und ihr Kind]

Hebamme. Eine der interessanten Persönlichkeiten des geistigen Wien ist Herr Dr. Julius Gans von Ludassy. Ihm verdanken wir ein Feuilleton »Die Naive und ihr Kind«, das er im 'Berliner Tageblatt' (13. Juni) veröffentlicht hat. Ludassy weiß der merkwürdigen Tatsache, daß eine Wiener Burgschauspielerin ein Kind bekommen hat, die feinsten Pointen abzugewinnen. Er beginnt mit Maria Theresia, die einst dem Burgtheaterpublikum zurief: »DER POLDL HAT AN BUB'N KRIGT!« »SEITHER IST MANCHES JAHR INS LAND GEGANGEN«. »VIELES HAT SICH VERÄNDERT.« Eine ähnliche Szene, meint Ludassy, wäre heute sehr unwahrscheinlich. »Aber immerhin, eine gewisse Veranlassung wäre vorhanden.« »Herr Direktor Schlenther könnte sich im Nachtgewande, das edle Haupt mit einer anmutigen Zipfelmütze gekrönt, in der Direktionsloge zeigen und den versammelten Scharen in dem unverfälschtesten Berlinisch zurufen: 'Det kleene Röschen hat 'n Jöhr jekriegt!'« Damit schließt die Einleitung. Zweiter Absatz: »Ja, die Naive des Burgtheaters hat einen Buben.« Und Ludassy erzählt — mit herzhaftem Eingriff ins Privat- und Familienleben —, wie das geschehen ist. Ludassy weiß alles. Sogar, daß der Kleine 3 Kilo schwer ist. »Was wird er werden?« »Ein Schauspieler? Ein Soldat? WER WEISS ES! DES MENSCHEN SCHICKSALSWEGE SIND OFT KRAUS.« Der Vater war Offizier. Er mußte, da er sich mit einer Schauspielerin verbinden wollte, quittieren. Wie drückt das Herr Ludassy aus? »Amor hat ihm den Säbel entwunden.« Er besuchte die Universität. Wie sagt Ludassy? »Weg mit der Taktik, weg mit der Strategie! ... In Kürze stülpt er auf das blonde Haupt, das so lustig den Tschako getragen, den Doktorhut.« Die Mutter ist eine Naive. »Gewiß, sie wird auch die Mutterrolle, die sie übernommen hat, mit jener Innigkeit durchführen, die sie kennzeichnet« ... Julius Gans von Ludassy ist am 13. April 1858 in Wien geboren, steht also jetzt im 48. Lebensjahr.

[Schmockspitzel]

Spitzel. Schmock versprach uns einmal spanisch zu kommen. In der Bombenaffäre von Madrid hat er sich bewährt. So stolz ist kein Spanier wie der Vertreter der 'Neuen Freien Presse' auf sein Abenteuer, über das er unter dem Titel »Ein persönliches Erlebnis« den Wiener Lesern berichtet. Aus dem blödsinnigen Zeug ist nur zu entnehmen, daß er dem Täter auf der Spur zu sein glaubte. Wie stolz er auf seine Häschermission ist, geht aus der folgenden Stelle seines Berichtes hervor:

»Bei der Tür standen zwei Polizisten, von denen einer mich er suchte, ihm einen Wink zu geben, falls ein Unberufener eintreten sollte. Dies tat ich bei einem Individuum auch, welches sofort abgeschafft wurde.«

Um die Sicherheit in Spanien muß es schön bestellt sein, wenn die Spezialkorrespondenten der Wiener Blätter Polizistendienste leisten! Wir erfahren, daß unser Schmock ganze Verhöre vornehmen durfte. Natürlich war die »Aktion« eine dumme Wichtigmacherei. Oder ein Konkurrenzmanöver? Der Herr

hat nämlich einen deutschen Journalisten als Attentäter verdächtigt. Und just einen Mitarbeiter des 'Neuen Wiener Tagblatts', der sich nun auch über sein »persönliches Erlebnis« vernehmen läßt. Er hatte sich dem Vertreter der 'Neuen Freien Presse' vorgestellt, um durch dessen Vermittlung Zutritt zu den Festlichkeiten zu erhalten. Dieser Korrespondent hatte nun den unerklärlichen Einfall, daß am Ende ich, als der Herr, der ihn um Vermittlung einer Karte ersuchte, der Attentäter gewesen sein könnte«. Auch uns drängt sich ein Verdacht auf: daß der Konkurrenzkampf zwischen den Herren Benedikt und Singer auf spanischem Boden ausgetragen werden sollte. Der Vertreter der 'Neuen Freien Presse' hat sich blamiert, kommt sich aber großartig vor. Tiefsinnig bemerkt er am Schluß seiner grotesken Schilderung: »Konnte man da untätig bleiben? Nur durch Verfolgung jeder Spur, SELBST DER UNTRÜGLICHSTEN, ist der Anarchismus mit Erfolg zu bekämpfen.« Und die neueste Errungenschaft dieses Kampfes ist die Kreierung eines neuen staatserhaltenden Typus: des Schmockspitzels.

[Eine Zuschrift des 'Neuen Wiener Journals' an die 'Fackel']

Armer Kunrad. Ich erhalte die folgende Zuschrift:

»Wien, den 12. Juni 1906.

An den verantwortlichen Redakteur der 'Fackel' Karl Kraus, Wien. Mit Berufung auf § 19 des Preßgesetzes fordern die unterzeichneten sämtlichen Redakteure des 'Neuen Wiener Journal' die nachstehende Berichtigung der in Nr. 205 auf Seite 28 der 'Fackel' enthaltenen Behauptungen: Es ist unwahr, daß selbst die Angestellten dieser Kompagniefirma von dem Urteil befriedigt sind, und Ihnen schon nach dem Vorfall — mündlich und schriftlich — ihre Sympathien ausdrückten und Sie seit Jahren bitten, von ihrem Broterwerb bei dem Blatte nicht auf ihre Gesinnung zu schließen. Wahr ist vielmehr, daß keiner von den Unterzeichneten Ihnen mündlich oder schriftlich seine Sympathien ausgedrückt, oder Sie gebeten hat, von seinem Broterwerb beim 'Neuen Wiener Journal' nicht auf seine Gesinnung zu schließen. DIE GESAMTREDAKTION: Alfred Deutsch—German, Norbert Ehrlich, Emil Eisler, Otto Fein, Max Poges, Balduin Groller, Ludwig Freiherr v. Poyßl, Willibald Riedl, Alfred Schik v. Markneukirchen, Dr. Alfred Schwoner, Stefan Skrein, Ottokar Tann—Bergler, Alex. Engel, Leop. Jacobsohn.«

Das Berichtigungsgesetz verlangt, daß ich die Adresse des »armen Kunrad«, an die die folgenden Zeilen gewiß nicht gerichtet sind, mitschleppe. Der arme Kunrad, dessen Zeugenschaft in meinem Prozeß in Nr. 205 beiläufig gewürdigt war, kann für die voranstehende Berichtigung nicht das geringste. Ich mußte sie nicht drucken. Weil die Legitimation der vierzehn Herren bestreitbar ist. Weil ich gar nicht behauptet habe, daß diese Herren all das getan haben, was sie ableugnen. Und weil die Berichtigung den Text meiner Behauptung lückenhaft zitiert: ich habe nicht von dem »Broterwerb bei dem Blatt«, sondern von dem Broterwerb bei dem Dreckblatt gesprochen. Trotzdem bringe ich die Zuschrift. Weil sie meine Behauptung bekräftigt, daß die Rücksicht auf den Broterwerb bei dem Dreckblatt manches vermag, was die Gesinnung nie vermocht hätte. Sie hat diese Berichtigung zustande gebracht. Und das ist mehr, als ich den Herren zugetraut hätte. Herr Lippowitz hatte es bei keinem seiner Redakteure durchsetzen können, daß er über den gegen mich verübten Gewaltakt jubele. Herr Lippowitz mußte einen Reporter energisch dazu auffordern. Das ist eine Tatsache, die nicht aus der Welt zu schaffen ist. Ich lobte die Leute des Herrn Lippowitz dieser Haltung wegen. Das vertragen sie schon

nicht und beugen sich dem Wunsche ihres Chefs, daß in der 'Fackel' festgestellt werde, sie seien mir doch nicht so gewogen, wie ich geglaubt habe. Ich bin zerschmettert. Raffe mich aber doch auf, das Folgende zu erklären. Daß ich just die vierzehn Herren, die jetzt im Dienste des Herrn Lippowitz als Schreiber oder Zuschneider tätig sind, gemeint habe, steht nirgends geschrieben. J. J. David, der Novellist, der einst das Jammerlos erdulden mußte, für Herrn Lippowitz zu leitartikeln, jedenfalls der namhafteste Mitarbeiter, den das 'Neue Wiener Journal' je gehabt hat, hat mich wiederholt seiner Sympathien versichert, mich wiederholt gebeten, von seinem Broterwerb beim 'Neuen Wiener Journal' nicht auf seine Gesinnung zu schließen. Er und andere Mitarbeiter des Blattes — interne und gelegentliche — haben mir wiederholt bedeutet, daß ich ja gar nicht wisse, »wie recht« ich habe; daß mein Urteil begründet sei, mein Fehler bloß mangelhafte Information; wenn sie reden könnten u. dgl. Aber auch mancher der vierzehn jetzt noch von Herrn Lippowitz abhängigen Herren hat eine gute Meinung von mir. So schätzt er zum Beispiel meine Diskretion und ist felsenfest davon überzeugt, daß ich ihm jetzt nicht durch deutlicheren Hinweis und durch genauere Angabe der Umstände, unter denen er mich seiner Sympathien versichert hat oder versichern ließ, schaden werde. Er soll sich nicht in mir getäuscht haben. Und wenn der oder jener in der Berichtigung erklärte, er hätte mir seine Verachtung ausgedrückt, ich würde den Druck, unter dem solche Erklärung zustande kam, begreifen und keinem, dessen öffentliche Meinung anders als die private klingt, wehe tun. Es fällt mir also nicht ein, auf jenen unter den vierzehn besonders hinzuweisen, der vor allen möglichen Leuten, von denen er wußte, daß sie mir's zurücksagen, seine Entrüstung über die Tat, seine Befriedigung über das Urteil bekundet und geseufzt hat: »Wir sind ja alle für den Kraus. Er sollte nur so gerecht sein, uns nicht verantwortlich zu machen, und zwischen unserer Gesinnung und dem Broterwerb bei dem Mistblatt unterscheiden!« Ich bin so gerecht und unterscheide. Und es fällt mir nicht ein, den Mann beim Namen zu nennen, der mich bei jeder literarischen Gelegenheit mit Komplimenten überhäuft. Mündlich. Vor seinem Eintritt ins 'Neue Wiener Journal' auch schriftlich. Ich möchte darauf schwören, daß er über den Vorfall empört, von dem Urteil befriedigt war. Es fällt mir auch nicht ein, zu verraten, welcher der Herren mich als Angestellter des Herrn Lippowitz — freilich, ehe er mich im Auftrag seines Chefs mit der Hundspeitsche bedrohte — schriftlich seiner 'Fackel'—Bewunderung versichert hat. Und es fällt mir nicht einmal ein, den Namen jenes Mitarbeiters des 'Neuen Wiener Journals' preiszugeben, der eine Familienähnlichkeit mit einem der unterzeichneten Namen hat und der unter einem sieben Seiten langen Briefe stand, aus dem ich die folgenden Stellen zitiere: » — — Eine solche Niedertracht, ihnen so entgegenzutreten, veranlaßt mich, mit vollem Namen für Sie Partei zu ergreifen. Obwohl Sie unser Unternehmen vor einem Jahr angegriffen haben, so beuge ich mich vor Ihrer genialen Feder ... Nochmals, Herr Kraus, obwohl Sie unser Unternehmen (MIT RECHT!) angegriffen haben — bitte ich Sie um eine Unterredung.« Ob der Mann unter dem »Unternehmen« ein Münchener Blatt, für das er geschrieben hat, oder das 'Neue Wiener Journal' verstanden wissen wollte, geht aus dem Brief nicht hervor. Ich weiß ferner nicht sicher, ob die Namensgleichheit auch auf eine Gesinnungsverwandtschaft mit einem der Berichtiger schließen läßt. So viel aber ist mir jetzt klar: Ich hatte behauptet, daß die Mitarbeiter des 'Neuen Wiener Journals' eine anständigere Gesinnung haben als ihr Chef. Und nun berichtigen sie, daß dies nicht wahr sei. Das hab' ich jetzt davon.

Nachbarin. Die Redaktion des 'Extrablatts' befindet sich in der Berggasse, und das Bordell der Frau Riehl in der Grünethorgasse. Die freudnachbarlichen Beziehungen haben plötzlich einen Riß bekommen. Warum, wieso, weiß man nicht. Einen Hinauswurf der Gesamtedaktion muß man nicht annehmen. Auch nicht dem Gerücht trauen, daß der Herr, der seit Tagen der Administration des 'Extrablatts' durch seine »Enthüllungen« zu einem Bombengeschäft verhilft, zu den Enthüllungen innerhalb der Gemächer der Frau Riehl nicht mehr zugelassen worden sei. Billigen wir also dem Blatt getrost ein edles Motiv zu, nämlich Gewinnsucht. Natürlich habe ich nicht das geringste dagegen einzuwenden, daß eine habgierige Kupplerin wegen maßloser Ausbeutung ihres Personals gepackt wird. Nur daß das 'Extrablatt' jetzt das Geschäft machen soll, will mir nicht eingehen. Und ist es der Weg der Befreiung, den die armen Mädchen gehen, wenn sie sich aus der Nachtredaktion der Riehl in ein Bordell der öffentlichen Meinung flüchten? Ich glaube, daß die Einrichtung der Freudenhäuser mit all ihrem Mißbrauch der wirtschaftlichen und körperlichen Sicherheit tiefer in der Gesellschaftsordnung wurzelt als die Einrichtung der Zeitungsbüros mit ihrem Mißbrauch der wirtschaftlichen und geistigen Sicherheit. Die Prostituierten der öffentlichen Meinung müßten sich von den Verlegern nicht so schamlos ausbeuten lassen, wie es täglich geschieht. Aber daß die Huren des Leibes von den Koberinnen mißhandelt und begaunert werden, verlangt jene liebe Weltordnung, die die Freudengabe mit dem Brandmal der Verachtung belohnt. Der Weizen wucherischer Erpressung blüht, wenn Staat und Gesellschaft den Geschlechtsverkehr in das dunkle Gebiet anrühiger Verschwiegenheit weisen. Und nur die Gehirnweichheit kann sich über die Abschachtung einer Prostitution entrüsten, die sie selbst wehrlos dem Henker ans Messer geliefert hat. »Humane« Bordellbesitzerinnen wären ein Auswurf der bürgerlichen Gesellschaft ... Frau Riehl ist Inhaberin eines Hauses, das die liebe Behörde als »Kleidersalon« toleriert hat. Aber die Heimarbeiterinnen haben es nicht besser, die jeder ungehobelte Polizist von der Straße weisen oder vom Fenster jagen kann. Die wucherische Bordellwirtin ist ein Hilfsorgan der Behörde, ein Exekutivorgan der bürgerlichen Sittlichkeit. Daß eine Redaktion, die junge Männer zwingt, dem schmutzigsten Sensationsbedürfnis des Publikums zu frönen, eine Kupplerin »Seelenverkäuferin« nennt, ist vermessen. Der Fahrlässigkeit der Behörde haben es die Zeitungssalons zu danken, daß ihre Insassen nicht hinter Milchscheiben ihr Handwerk verrichten müssen. Jede Wiener Kupplerin ist sympathischer als jeder Wiener Chefredakteur, hat mindestens mehr Humor als Herr Julius Bauer. Freilich wenn den Mitarbeiterinnen der Frau Riehl von dieser und von der verantwortlichen Redaktrice Pollak übler mitgespielt wurde, als es die bürgerliche Moral verlangt, wird die Behörde einzuschreiten haben. Und zwar ohne Zögern und ohne jene verdächtige Konnivenz, die es den Beschuldigten ermöglicht, die Zeugen rechtzeitig zu präparieren. Daß die Redakteure des 'Extrablatts' im Hause Riehl nicht mehr verkehrten, muß den amtlichen Eifer nicht spornen. Aber er darf auch nicht erlahmen, weil Polizeibeamte dort gern gesehen waren ...

**Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Iahoda & Siegel. Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3.**